

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 47 (1943-1944)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Novemberabend  
**Autor:** Camenzind, Josef Maria  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-662973>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

hatte; eine Bonbonnière, Porzellanvasen, einen Ring, den ein N in Diamanten zierte. Sie sagte alles. Der Prinz hörte sie an, aufgestört und aufs neue die kühnen Pläne überdenkend, die ihn seit je verfolgt hatten. Und als sie sich trennten, als

der Prinz ihr zeremoniös die Hand küßte — wie jener andere! — da war es das seltene Vorrecht Betschs, nach der Huldigung Napoleon I., die Huldigung jenes Mannes entgegenzunehmen, der Napoleon III. werden sollte.

## Im Novämber

's isch eifach niene gmüetli,  
Es dunkt eim niene warm.  
Vorusse chunt 's cho schnye,  
Und 's Dorf ischt läär und 'arm.

Wer früürt, möcht hinder d'Schybe,  
A Ofen und as Füür,  
Und wer mues dusse blybe,  
Findt 's Läbe hert und tüür.

Was ruuscht au über d'Dächer?  
Sind's Vögel? Gohd der Wind?  
Wer weiß, öb's nüd arm Seele  
Im Flug is Fäkfüür sind.

Kei Sunnestrahl mag vüre,  
's ischt alles gro und blind.  
«Wo ischt der Wäg i Himmel?»  
Frogt neimewo äs Chind.

Am beschte zündt me d' Lampe  
I syner Stuben a  
Und lot sy Seel lo schwyge,  
Wil niemert hälfe cha.

Otto Hellmut Lienert.

## Novemberabend

Von Josef Maria Camenzind

Der Späthherbst regiert das Land. Nebel-  
schwaden streichen den Berglehnen entlang. Ich  
wandere dorfauswärts. Unter meinen Füßen ra-  
schelt das dürre Laub. Irgendwo krächzt ein  
Rabe. Mein Blick streift den nahen Garten. Ah,  
dort drüben neben dem umgespateten Beet sitzt  
der Krächzer. Nun ist er meiner ansichtig gewor-  
den. Er erhebt die Schwingen, hüpfst in die Höhe  
und fliegt davon, dem nahen Buchenwald ent-  
gegen. Sein Flügelschlag hat wohl die Luft be-  
wegt, unmerklich scheinbar und doch plötzlich den  
Augen sichtbar, denn auf einmal recken sich die  
Rosenranken, an denen erst noch wie ein letzter  
Gruß des Sommers eine Rose glutete, einsam  
zum Himmel. Die Rose zerbrach unter dem lei-  
sen Lufthauch des Vogels. Lautlos fielen ihre  
Blätter zu Boden, und nun liegen sie dort reglos  
gleich roten Blutropfen, dem Staub und der  
Verwesung übergeben.

Ich schreite sinnend weiter. Der Tod geht um,  
gewalttätig auf den Schlachtfeldern der Erde.

Meine Nachbarin hat letzte Woche Kunde davon  
erhalten. Drei ihrer Neffen sind im Osten ge-  
fallen, in einer einzigen Schlacht, mit Tausenden  
und Abertausenden gefallen, verblutet, gestorben.

Ich schreite sinnend weiter. Der Tod geht um  
auch hier im friedlichen Land, weniger gierig,  
weniger gewalttätig vielleicht als drüben im  
Osten, aber er geht um. Der Friedhof oben an  
der Berglehne kündet es, und fast jede Woche  
künden es die Totenglocken weithin übers Land.  
Heute morgen schlich er sich drüben am Hang in  
die windschiefe Hütte und holte sich eine zweiund-  
sechzigjährige Mutter. Ich war am Vormittag  
bei der Toten. Menschen, die ausgelitten haben,  
ziehen mich immer mit einer geheimen Gewalt  
an. Sie sind ja die Wissenden, wir sind erst die  
Ahnenden.

Ich trat in die arme Kammer. Auf der arm-  
seligen Ruhstatt, mehr Schragen als Bett, lag  
die Tote ausgestreckt, hingeschwemmt wie ein vom  
Meer ans Ufer geworfenes Strandgut. Die kur-

zen Hemdärmel gaben die nackten Arme der Toten weit bis über den Ellenbogen hinauf frei. Ich erschrak ob der unglaublichen Magerkeit dieser Arme, die wie dünne, klingenbeindürre Ahornknebelchen anzusehen waren. Das Gesicht der Toten stand in zahlreiche Fältchen und Runzeln aufgelöst. Und über diesem einst schmerzlich lebendigen und jetzt starrem Gerinsel des Leids leuchtete schneeweiß wie die Firne über den rauhen Rinsen unserer Berge das schütterere Haar der Toten.

Es war einsam im Zimmer. Keine Angehörigen klagten um die Tote. Ich blickte mich in der Kammer um. Ein frommes Bild, ein halbblinder Spiegel, über den eine emsige Spinne vor Tagen, ja vielleicht vor Wochen, einen grauen Schleier gewoben, daneben eine Schwarzwälderin, deren traulicher Ticktack wie das Herz der Toten zu schlagen aufgehört hatte, das war der einzige Schmuck des Zimmers.

Auf einmal knarrte die Kammertüre. Ich wandte mich um und blickte in das Gesicht einer Frau, einer Fremden. War es wirklich eine Fremde? Die Frau starrte an mir vorbei zur Bettstatt, stieß plötzlich einen Schrei aus, warf sich vor der Toten nieder und schluchzte überlaut: „Mutter! Mutter! Bist du wirklich tot?“ Die Frau in den eleganten städtischen Kleidern, die Tochter der Toten, war heimgekehrt zur Mutter. „Oh, ich habe keine Mutter mehr; ich habe keine Mutter mehr!“ hörte ich die Heimgekehrte immer wieder schluchzend klagend.

Ich stammelte einige Worte des Trostes. Leute erschienen. Ich verließ die Kammer. An der Stubentüre lehnte ein prächtiger Kranz. Große, weiße Astersterne schauten mich an. Die Tochter der Toten hatte den Kranz von der Stadt mitgebracht. Fünfzehn, vielleicht auch zwanzig Franken hat sie wohl dafür ausgegeben, ging es mir durch den Kopf. Ein Geschenk an die tote Mutter. Ob die lebende Mutter wohl je ein Geschenk von der Tochter aus der fernen Stadt er-

halten hat, ein Zeichen der Liebe und des Gedankens? Ich bezweifelte es. Seit Jahren sah man die Tochter nie mehr im Dorf. Die Mutter lebte einsam und in verborgener Not. Mir wurde es kalt ums Herz.

Dies alles geht mir nun an diesem eindämmenden Herbstabend, während ich an dem Häuschen der Toten vorbei in den Abend wandere, wieder durch den Kopf. Über den See klingt der Abegrüß eines Glöckleins. Ich horche auf und werde ernst. Die Hand, die dort drüben überm See den Glockenstrang zieht, ist die Hand meiner Mutter. Jeden Abend bringt sie, die einst das Glöcklein meines Lebens zum Schwingen brachte, das Glöcklein der Kapelle zum Schwingen. Auch jetzt steht sie wieder dort drüben jenseits des Wassers und läutet die Abendglocke. Wie lieblich doch das Glöcklein unter der Hand der Mutter singt und klingt!

Mutterhand, du liebe, traute, gute, schwielige! Plötzlich erschrecke ich über einem Gedanken, der mir wie ein Blitz in die Seele fuhr. Auch diese Hand wird einmal todesstarr daliegen. Das Herz meiner Mutter wird einmal ebenfalls zu schlagen aufhören, wie das Herz der anderen Mutter dort drüben in der stillen Kammer heute morgen zu schlagen aufhörte. Die lieben gütigen Augen meiner Mutter werden sich auch einmal für immer hienieden schließen, wie sich heute morgen die Augen jener Frau schlossen. Alle Mütter, auch die besten, müssen einmal sterben.

Immer noch singt das Glöcklein über den See. Es singt auf einmal gar ernste Botschaft in meine Seele: Kind, sei gut zu deiner Mutter, solange sie noch lebt. Worte und Taten kindlicher Liebe gegen die lebende Mutter sind besser als die schönsten Kränze und das kunstvollste Denkmal auf dem Grabhügel der toten Mutter. O, lieb so lang du lieben kannst!

Das Glöcklein verstummt. Es drängt mich heimzu, der lebenden Mutter ein Zeichen der Liebe zu senden.